



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Waldner, H. A.: Reste germanischen Volkstums in Nordfrankreich

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Reste germanischen Volkstums in Nordfrankreich

Von Architekt H. U. Waldner



Das Studium der Spuren germanischer Art und Sitte, die sich in den Volksbräuchen, der Namengebung, der Sprache usw. in den nordfranzösischen Gebieten erhalten haben, hat öfter unsere Germanisten beschäftigt, und die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind in manchen bedeutsamen Abhandlungen niedergelegt. Noch recht wenig ist dagegen auf dem Felde der Bauuntersuchung geschehen, besonders der Wohnbau dieser Gebiete wartet noch auf eine sorgfältige und planmäßige Untersuchung der erhaltenen Reste.

Das ist um so mehr zu verwundern, als in Deutschland und in den angrenzenden Teilen von Holland und Belgien die Erforschung der ältesten Wohntypen schon recht sorgfältig durchgearbeitet ist, wenn auch hier noch manche Fragen ihrer Lösung harren. Jedenfalls sind hier schon längst Altertumsforscher und Altertumsfreunde bemüht, das Vorhandene zu schützen und durch sorgfältige Aufnahmen des Bestandes einer wissenschaftlichen Durcharbeitung und Vergleichung sichere Anhaltspunkte zu geben.

Unterdessen ist leider in den einst germanischen Teilen Nordfrankreichs die beste Gelegenheit zur Erhaltung und Aufnahme der letzten Reste ältester Wohnweise versäumt worden. Welche Schäden der Krieg, der heute gerade in diesen Landen tobt, an den ohnehin so gefährdeten Überbleibseln mittelalterlicher Wohnweise auf dem Lande und in den kleinen Städten anrichten wird, läßt sich heute noch nicht übersehen. Jedenfalls wird aber die Pflicht, das Verbleibende wissenschaftlich zu untersuchen und durch Aufnahmen festzuhalten, eine wichtige Aufgabe für die germanische Kulturforschung nach dem Kriege bilden müssen.

Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß in einem Lande, in dem heute noch (in der einst sächsisch besiedelten Gegend von Boulogne) ein germanischer Dialekt lebt, auch die Bauweise der ländlichen Gebiete noch lange Erinnerungen an die alte germanische Hausbauweise festgehalten hat. Es ist ja bekannt, daß sich diese Grundformen bei der Landbevölkerung jahrhundertlang erhalten,

und wir brauchten gar nicht das Zeugnis von Viollet le Duc, der in den normannischen Gebietsteilen noch viele kleinere Bauten beobachtet hat, die an die Bauweise des Nordens und an die Hausbilder auf dem königlichen Wandteppich von Bayeux erinnerten. Leider ist Viollet le Duc nicht näher auf die Erforschung der Einzelheiten der verschiedenen Bauten eingegangen, die nach seinem Bericht im vorigen Jahrhundert noch häufig zu finden waren, und wir sind nach seinen Angaben nicht imstande, die Art der Grundrißbildung, der Hofanlage und andere wichtige Einzelheiten zu beurteilen. Ob solche Bauten vielleicht noch heute vereinzelt zu finden sind, ist sehr zweifelhaft, Streifzüge in den Gegenden, die Viollet le Duc nennt, habe ich ohne Erfolg unternommen. Die kleinen Holzbauten sind meist den Erneuerungsarbeiten im neunzehnten Jahrhundert geopfert worden.

In den alten Städten der Normandie haben sich ja viele Fachwerkbauten noch erhalten. Wir können hier, ebenso wie bei den Bauten der deutschen Städte, voraussetzen, daß sich das städtische Bürgerhaus aus dem Organismus des Bauerhauses entwickelt hat. Eine planmäßige Untersuchung dieser mittelalterlichen Fachwerkbauten und eine vergleichende Betrachtung mit ländlichen alten Bauten, die sich doch wohl noch finden mögen, wäre gewiß eine Aufgabe, die zu wertvollen Vergleichen und Ergebnissen führen müßte.

Die Stellung des Hauses mit dem Giebel an der Straßenfront hat sich in Nordfrankreich, ebenso wie in den deutschen Städten, bis in das späte Mittelalter als allgemein angewandte Anordnung erhalten; erst die Bauordnungen haben die Stellung mit der Trauslinie an der Straße allgemeiner werden lassen. Aber auch dann noch suchte man durch mächtige Giebel über der Trauslinie das altgewohnte Bild festzuhalten, wie es so manche Straßenzüge in Risleux und anderen alten normannischen Städten erkennen lassen.

Reste normannischer Holzbaukunst und Schmuckkunst zeigen viele dieser alten Bauten, deren Technik durch die Anwendung einer großen Zahl bogenförmiger Hölzer die Überlieferungen des Schiffbaues noch festgehalten haben, der in diesen Hafenstädten die Kunst des Zimmermanns zu hoher Vollendung entfalten half.

Auch in den einst fränkisch besiedelten Gebieten ist noch manche Spur fränkischer Bau- und Siedelungsweise erhalten geblieben. Das zeigen Dorfbilder in der Gegend von Laon und Soissons, auch solche in den nördlich angrenzenden Gegenden, die stellenweise die alte fränkische Gehöftbildung und Hausform noch erkennen lassen, so daß manche Dorfbilder mit den alten Linden am Dorfplatz an rheinische Dörfer gemahnen. Eine Untersuchung des alten „Litus Saxonicum“ in den Ebenen um den Mont de Cassel wäre wegen einer hier noch vorkommenden Form des Eindachhauses sicher lohnend. Hier sind für die germanische Hausforschung noch beachtenswerte Aufgaben vorhanden, deren Bedeutung heute um so größer ist, als die nach dem Kriege einsetzenden Erneuerungsarbeiten manches Wichtige endgültig vernichten werden.

Größere und bedeutsamere Denkmäler als diese bescheidenen Wohnbauten hat ja allerdings der germanische Herrenstamm in den Kirchenbauten des Mittelalters geschaffen.

Für den deutschen Kulturforscher ist die Gegend, in die der nördliche deutsche Heeresflügel nach dem Durchbrechen der Sperrlinie Laon—La Fère eindrang, voll von Denkmälern von unvergleichlichem Wert. Hier grüßt zuerst auf gewaltigem Felsrücken, der unmittelbar aus den weiten Ebenen des nördlichen Tieflandes aufsteigt, die Kathedrale von Laon, das stolzeste und herbste Werk fränkisch-germanischen Bauerschaffens. Welch ein Riesenwerk steht vor uns, wenn wir uns diesen Bau mit seinen sieben ragenden Türmen vollendet denken, wie er, die jetzt verschwundenen Mauern der gewaltigen mittelalterlichen Bergfestung überragend, das von Wäldern bedeckte Tiefland beherrschte. Noch heute, wo in dieser Gegend alles zahm und kultiviert geworden ist, wo eine flache, nüchterne, dürftige Bauweise die Abhänge des mächtigen Felsens verunziert, ist dieses Stadtbild überwältigend in seiner Großartigkeit.

Keine der späteren reicheren und feiner durchgebildeten Kathedralen steht dem deutschen Empfinden näher als dieses erhabene, männlich-ernste Werk. Kein Wunder, daß wir seinen stolzen und starken, dabei bis ins Kleinste edlen und ausdrucksvollen Gliederbau in so manchen deutschen Tochterkirchen wiederfinden. In Naumburg und Limburg finden wir die schönsten und bekanntesten unter ihnen; besonders die letztere ist dem Vorbild auch an Schönheit der Lage ähnlich. Allerdings darf man nicht an einen Vergleich mit den riesigen Abmessungen des Vorbildes in Laon denken, die den bescheidenen Mitteln der deutschen Stifter nicht erreichbar waren.

In der Gestaltung der Fassade von Laon tritt das Streben, eine für sich bestehende, der Repräsentation entgegenkommende Front auf Kosten des Zusammenhanges mit dem übrigen Baukörper zu schaffen, noch ganz bescheiden auf. Die Hauptfront entwickelt sich klar und folgerichtig aus ihren Bestandteilen: den drei mächtigen Eingangsbauten, den beiden über den Seitenschiffen errichteten Türmen und dem Zwischenbau, dessen große Rose das hochgewölbte Mittelschiff außen wieder spiegelt. Die gewaltigen, männlich-gedrungenen Formen der Turmbauten sind in der Schönheit ihrer Umrisse und in der Folgerichtigkeit ihres Aufbaues gleich vollendet. Der mächtige Umriß des ganzen Bauwerkes zeigt sich am schönsten in der Ferne, wenn man den burgartigen hochragenden Bau aus der weiten Ebene im Norden oder aus dem freundlichen Hügel land der Aisne im Süden erblickt. So steht dieses Riesenwerk der Frühzeit fränkischer Kulturblüte als erste der großen Kathedralen vor dem Reisenden, der von Osten kommt. Sie leitet hinüber zu all den großen und vielbewunderten Bauten, die eine hochbegabte germanische Oberschicht in diesem Land geschaffen hat, ein Herrengeschlecht, dem später nach Jahrhunderten der Entartung und des Niederganges die große Revolution des Romanentums und Keltentums ein blutiges Ende bereitete.

Ein Blatt voll stolzer und erschütternder Erinnerungen liegt vor uns aufgeschlagen, wenn wir von den Türmen von Laon nach dem Soissonais, hinüberschauen, wo Chlodwigs Frankenreich gegründet wurde, nach den Burgen und Städten, wo das Herrenvolk der Franken seine Blüte erlebte. Der Spruch des Schloßherrn auf dem nahen Coucy fällt uns ein, der das Denken dieses Herrengeschlechtes zeigt:

Roy ne suy  
Ne Prince, ne Duc  
Ne Comte aussi  
Je suis le Sire de Coucy.

Es war die Zeit, da die fünf Meter dicken Mauern seines Schlosses diesen fränkischen Gaugrafen zum unumschränkten und unbefieglichen Herren in seinem Gebiet machten. Die nachgeborenen Söhne dieser Grafengeschlechter saßen auf den Bischofsitzen der Städte und bemühten sich, ihren Reichtum und ihre Macht durch stolze Kirchenbauten zu bezeugen. Sie bemühten sich um so mehr, als sie durch solche und andere Unternehmungen, namentlich Kreuzzüge, ihre unruhigen Untertanen in den zur Macht empormachsenden Städten zu beschäftigen mußten. Deren Gallier temperament hatte ja schon Tacitus mit dem Ausdruck „nach neuen Dingen gierig“ getroffen.

Drei Jahrhunderte später, als des vierten Heinrichs Kanonen sprachen, war es mit der Herrlichkeit des „Sire“ von Coucy vorbei. Der galanteste der Könige, „stets einen Witz oder einen Kuß auf den Lippen“, mußte sich hier einen besonders guten Scherz zu leisten und machte diese stärkste der Trutzburgen des fränkischen Adels zum Heim der Liebe und zur Wochenstube seines Schätzchens Gabrielle, die hier den bekannten César de Vendôme gebar.

Das Selbstbestimmungsrecht des fränkischen Adels war gebrochen, er durfte nur noch die Schranken für den Königshof liefern, der für politische Aufgaben gefügigere Werkzeuge, vor allen Italiener, vorzog. Auch die Führung in der Kunst ging auf die Italiener über. Die Kunst der heimischen Steinmetzen wird verachtet und vernachlässigt, sie müssen unter Führung der Südländer umlernen. Die Baukunst des fränkischen Nordens, die einst bis weit in die welschen und slawischen Lande ihre Herrschaft ausdehnte, wird als „gotisches“ Barbarenwerk von den italienischen Höflingen verspottet, köstliche Zeugen dieser Kunst werden vernichtet und verstümmelt, schon ehe die große Revolution, der Karrentanz des von allen Fesseln befreiten Galliertums, unzählige andere Zeugen der fränkischen Kunst des Mittelalters im sinnlosen bilderstürmenden Wüten vernichtete. Was die Kriege der älteren und neueren Zeit Frankreichs Kathedralen geschadet haben ist gering gegenüber den ungeheuren Schäden, die die Priester des „höchsten Wesens“ in der Revolutionszeit durch planmäßige Vernichtung und die folgenden Geschlechter durch unbarmherzige Vernachlässigung angerichtet haben. Auch in Reims kann durch den Brand des Dachstuhl kaum ein Schaden entstanden sein, der nicht wieder auszubessern wäre, denn die oberen Teile des

Hochschiffes waren erst vor einigen Jahrzehnten vollständig erneuert worden, die alten prächtigen Glasgemälde der Fenster waren verschwunden, zum großen Teil im 18. Jahrhundert entfernt, „um die Belichtung des Raumes zu verbessern“, zahllose Kostbarkeiten des Kirchenschatzes und der Inneneinrichtung zerstört oder verschleudert, und noch in den letzten Jahren mußten Sachverständige immer wieder klagen, daß die köstlichsten Bildwerke der Westfassade ohne genügenden Schutz und ohne Pflege in Wind und Wetter zerfielen.

Die zahlreichen schönen Landkirchen des Mittelalters in der Gegend an der Dise und Aisne haben in neuerer Zeit der baugeschichtlichen Forschung manche wichtige Aufgabe geboten, auch deutsche Forscher haben sich öfter mit ihnen beschäftigt. Sie zeigen uns die ältesten noch nachweisbaren Spuren jener Wölbweise, die die Grundlage der ganzen mittelalterlich-fränkischen Baukonstruktion bildet. Das Kreuzrippengewölbe wurde in dieser Gegend zuerst bei einer größeren Zahl kleinerer und mittlerer Kirchen angewandt, und die Bauweise läßt sich auf allen Stufen ihrer Weiterentwicklung bis zu den großartigen Gewölben der Kathedralen in dieser Gegend verfolgen. Diese Zerlegung der Gewölbe in tragende starke Rippen und getragene leichte Füllungsflächen hat ja erst die Möglichkeit der Überspannung so großer Kirchenräume vorbereitet. Ohne die planmäßige Entwicklung dieses neuen Wölbensystems, das mit den Traditionen der römischen Wölbkunst brach, wären die leichten, freien, lichtdurchflutenden Raumschöpfungen der fränkischen Kathedralen niemals möglich gewesen. Der Bezirk zwischen den Städten Beauvais, Laon und Paris sah die ersten, noch schüchternen und rohen Versuche der Anwendung dieser Bauweise. Ob die Anregungen, die zu ihrer Anwendung führten, aus dem Orient kamen, ob der Holzbau mit seiner Zusammenfassung der Lasten auf einzelne Streben das Vorbild der Bauweise war, oder ob die Baumeister aus anderen Quellen schöpften, wird sich wohl nie sicher feststellen lassen. Es bleibt nur die Tatsache, daß die Entfaltung dieser Baugedanken aus ihren Anfängen ein Werk des Frankenstammes ist und daß auch auf der höchsten Stufe seiner Entwicklung das „opus francigenum“ der mittelalterlichen Urkunden nur im Gebiet fränkischer Stämme wirklich heimisch wurde und zu reiner, voller Blüte gedieh.

So ist dieser alte Kulturboden der Täler der Dise und Aisne, der heute ein neues Ringen des Germanentums mit dem romanisierten Galliertum sieht, Zeuge so mancher gewaltigen Taten und erschütternden Leiden unserer Rasse geworden, die ihn für immer dem Andenken unseres Volkes heilig machen müssen.

